

Leseprobe aus:
Norbert Gstrein
Der zweite Jakob



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Norbert Gstrein

DER ZWEITE JAKOB

Roman

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-26916-3

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Losing my Religion. Musik & Text: William Thomas Berry,
Peter Lawrence Buck, Michael E. Mills, John Michael Stipe

© Night Garden Music/Universal Tunes/

Universal/MCA Music Publishing GmbH

Umschlag und Motiv: Peter-Andreas Hassiepen, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

DER ZWEITE JAKOB

*That's me in the corner,
that's me in the spotlight.*

R.E.M., Losing my Religion

Erster Teil

SAG IHNEN,
WER DU BIST

ERSTES KAPITEL

Natürlich will niemand sechzig werden, jedenfalls nicht als Jubilar, und natürlich will niemand, der bei Sinnen ist, ein Fest, um das auch noch zu feiern, aber obwohl ich alles darangesetzt hatte, es zu verhindern, war ich in die erwartbaren Abläufe geschlittert und musste mich am Ende vielleicht wirklich als bedeutender Künstler, verdienter Bürger, und was dergleichen sonst für Würdigungen kurz vor dem Grabstein und kurz vor dem Vergessen stehen, ganz nach dem Geschmack des Publikums wie ein Pfau ausstopfen und vorführen lassen. Gewöhnlich begann der Unsinn erst zehn oder fünfzehn Jahre später, doch weil sie in der Provinz sonst kaum jemanden fanden, kam ich ihnen zupass. Ich hatte bereits lange davor mit Luzie verabredet, dass wir in der kritischen Zeit gemeinsam durch Amerika fahren und am 21. Dezember irgendwo an der Westküste ankommen würden, nur sie und ich, Vater und Tochter, vielleicht in San Francisco, genau an dem Tag, an dem das große Ereignis eintreten sollte, aber dann zerschlug sich alles schon Monate davor.

Mein ganzes Leben war ich nicht ein Christkind, sondern nur annähernd eines gewesen, mit erwartetem

Geburtstermin am Heiligen Abend, sofern man das noch sagen kann, doch dann hatte es Komplikationen gegeben, hatten die Wehen eingesetzt, und ich hatte drei Tage Leben gewonnen, Jahr für Jahr drei Tage zu verschenken, an denen ich mit Fug und Recht so tun konnte, als gäbe es mich nicht. Seit ich das begriffen hatte, waren es diese drei Tage im Jahr, die ich am meisten liebte, weil ich mir zugestand, in diesen drei oder sogar vier Tagen aus der Welt herauszufallen. Es hatte 21., 22., 23. und 24. Dezember in meinem Leben gegeben, von denen ich behaupten würde, dass ich glücklich war wie sonst nie, die kürzesten Tage des Jahres, die längsten Nächte, Nächte voller Lichter. Die Geburtstage im Flugzeug, auf dem Weg irgendwohin, mit weihnachtlich gestimmten Sitznachbarn auf ihrer Reise nach Hause, der Geburtstag in Brighton, meine plötzliche Gewissheit ganz draußen auf dem Pier, dass das Leben etwas Gutes sei, der Geburtstag in Tanger, der Schwindel des Glücks beim Blick hinüber nach Gibraltar, der Geburtstag in Nazaré, nördlich von Lissabon, wo sich die Wellenreiter auf die Saison der Riesenwellen vorbereiteten und ich ihnen bei ihren wilden Ritten zuschaute, ihren Kunststücken, wieder und wieder obenauf zu bleiben und nicht unter dem niederstürzenden Wasser begraben zu werden und sich das Rückgrat zu brechen. Immer musste es das Meer sein mit der Möglichkeit, mich nach dem anderen Ufer zu sehnen oder, wenn ich mich umdrehte und ins Landesinnere blickte, wenigstens meinen Rücken frei zu haben und

nicht fürchten zu müssen, dass jemand von hinten kam, ein Feind, ein Widersacher, ein Landsmann oder Freund.

Bereits vor Jahren hatte ich angefangen, wenigstens einmal im Jahr, manchmal zweimal für zwei oder drei Wochen nach Amerika zu fliegen, dort ein Auto zu mieten und zwei- oder dreitausend Kilometer zu fahren. Befriedigend erzählen konnte ich niemandem davon, aber wenn ich die Routen im Atlas verfolgte, ergaben sie ein immer dichter werdendes Netz kreuz und quer über den Kontinent. Ich hatte vor einem halben Leben ein Schuljahr in Montana verbracht, und nur um irgend etwas zu sagen, sagte ich, ich führe diesem Jahr hinterher, weil dieses Jahr für mich das entscheidende Jahr gewesen sei. Denn auf die ewige Frage, warum ich Schauspieler geworden war, konnte die Antwort nur mit der Theatergruppe in Missoula beginnen und mit meinem Freund Stephen, der dort seine Karriere startete und nur wenige Jahre danach schon in einem halben Dutzend großer Filme gespielt hatte und mich später regelrecht in das Geschäft hineinzog. Wir behaupteten beide, wir seien bloß wegen der Mädchen zu dem etwas knöchernen Unterricht gegangen, den ein geradezu trotzig kultiviert wirkender ungarischer Immigrant nach guter Moskauer Tradition hielt, aber in Wirklichkeit stimmte das weder für ihn noch für mich, und was uns hingezogen hatte, war die übliche Mischung aus Langeweile und Zufall gewesen, die einen in der Jugend zu so vielen Dingen verführt, die man genausogut hätte unterlassen

können und aus denen man später seine Notwendigkeit konstruiert.

Stephen war kein anderer als Stephen O'Shea, zu dem ich weiter Kontakt hielt, und als er mir zehn Jahre nach unserem gemeinsamen Schuljahr vorschlug, noch einmal für ein paar Wochen nach Montana zu kommen, war er längst eine Berühmtheit und ich erst Student mit bereits einigen Semestern über dem Plan und ungewissen Zukunftsaussichten. Ich dachte mir nicht viel dabei, als er mir anbot, in dem Stück, das er in seiner Heimatstadt bei einem Festival inszenierte, eine winzige Rolle zu übernehmen, und wäre, allein schon weil ich keine Ambitionen in diese Richtung hegte, nie auf die Idee verfallen, dass aus diesem ersten kleinen Auftritt auf der Bühne mein erster nicht mehr ganz so kleiner in einem Film folgen könnte. Spielen musste ich nur einen Barbesucher, nicht mehr als den lebenden Hintergrund für ein im Vordergrund streitendes Paar, einen zufällig Anwesenden, der mit dem Satz »Ich hoffe, du weißt, was du da tust« einschreitet, als der Mann seine Hand gegen die Frau erhebt, weshalb ich nur überrascht sein konnte, dass nach der Premiere ein in einem fort hüstelnder Krawattenträger auf mich zukam, der nicht unbedingt aussah wie jemand aus der Branche, sich jedoch als Regisseur vorstellte, mir seine Visitenkarte überreichte und mich beglückwünschte. Dann sagte er, meine Gelassenheit habe für die Glaubwürdigkeit dieser sonst nicht sehr glaubwürdigen Aufführung gesorgt, so selbst-

verständlich, wie ich dagesessen sei, müsse erst einmal einer dasitzen, manche Schauspieler brächten das nach einem ganzen Berufsleben nicht zustande, und ein halbes Jahr später besuchte er mich auf seiner Europareise, um mich nicht lange danach aus purer Extravaganz, wie mir schien, für die Rolle von Theodore Durrant in seinem Film über Maud Allan zu engagieren, die berühmte Salome-Tänzerin Anfang des vergangenen Jahrhunderts.

In dessen Gestalt, der Gestalt ihres Bruders, hatte ich meinen Einstand in der Filmwelt ausgerechnet als irrer Frauenmörder, der seine beiden Opfer aufschlitzt und zerstückelt und die eine kaum mehr kenntlich in einer Bibliothek, die andere ausgelegt wie für eine anatomische Untersuchung im Glockenturm der zugehörigen Kirche deponiert. Dafür brauchte ich gar nicht viel zu tun, weil die Morde selbst ausgespart blieben. Ich musste nur in die Haut eines introvertierten Medizinstudenten schlüpfen, der jungen Mädchen nachstellt, und seine klägliche Not im Umgang mit ihnen zeigen, um dann verschlossen im Gerichtssal zu sitzen, verschlossen im Gefängnis und ebenso verschlossen zu seiner Hinrichtung zu gehen und noch einen letzten wütenden Blick in die Welt zu werfen, bevor ihm die Schlinge um den Hals gelegt wird.

Amerika hatte mir dennoch Glück gebracht, und die Vorstellung, nun zum ersten Mal gemeinsam mit Luzie dorthin zu fahren, war etwas ganz Neues für mich, ich bildete mir ein, ich könnte ihr das Land vor seinem

Sündenfall zeigen, gradeso, als hätte es den im Singular gegeben, als folgte nicht einer auf den anderen und als existierten nicht trotzdem noch da und dort Flecken, die aufzusuchen sich lohnte, weil an manchen Orten noch nicht alles verspielt war. Sie war nach vier Jahren, die sie bei mir gelebt hatte, erst vor etwas mehr als sechs Monaten ausgezogen, und es war für mich auch eine Möglichkeit, sie endlich wieder einmal von Tag zu Tag zu sehen und einen Blick darauf zu haben, wie sie sich machte. Obwohl es noch lange hin war, hatten wir gleich angefangen, Pläne für die Reise zu schmieden, und sie war wieder das Kind gewesen, das nicht aufhören konnte, nach immer neuen Alternativen zu fragen, und die Welt bis ins letzte Detail ausbuchstabiert haben wollte, bevor sie den ersten Schritt in sie hinein wagte. Zwar hatte sie daraus ein Spiel gemacht und gelacht, als sie meinen besorgten Blick sah, aber wir wussten beide, wie wenig es brauchte, dass es kippte und sie sich in ihren Eigenheiten festfraß und nicht mehr aus ihren Verstrickungen herausfand. Sie hatte als Vier-, Fünf- und Sechsjährige und auch danach noch als Schülerin, bevor sie mit dreizehn in das englische Internat ging, die Welt nur als Einzelfall verstanden, und wenn man ihr etwas erklärte, wollte sie Dutzende von Beispielen, die ihr die Erklärung illustrierten und Dutzende von Parallelwelten eröffneten, die nichts miteinander zu tun zu haben schienen, obwohl sie nur in einer geringfügigen Kleinigkeit voneinander abwichen.

»Was bedeutet Liebe, Papa?«

Ich versuchte es ihr zu erklären.

»Wie kann man das sehen?«

Ich sagte, man würde es spüren.

»Gib ein Beispiel.«

Ich sagte: »Wenn zwei sich umarmen«, ich sagte: »Wenn zwei sich küssen, wenn zwei sich an den Händen fassen, wenn sie gern zusammen sind, wenn sie es mögen, sich in die Augen zu schauen«, und sie wollte noch eine Variante und noch eine und hatte immer schon die größten Schwierigkeiten gehabt, mir in die Augen zu blicken, entzog mir die Hand, wenn ich nach ihr fasste, versteifte sich bei einer Umarmung und drehte bei jedem Kuss den Kopf weg.

»Ich liebe dich, Papa.«

Es war Anfang Juli, als sie verkündete, ich müsse die Reise allein unternehmen, sie werde nicht mitkommen. Ich hatte ihr drei Monate davor das Manuskript zu lesen gegeben, das meine Biografie hätte werden sollen, genau zum Geburtstag auf den Markt geworfen, wenn ich sie nicht vor Drucklegung gestoppt hätte, um es einmal so auszudrücken. Wir führten ein Gespräch darüber, bei dem sie sagte, was man daraus erfahre, sei nicht weiter schlimm, schlimm sei ihrer Meinung nach nur die bestürzende Harmlosigkeit des Ganzen, die mich zu einem blassen Zeitgenossen mache, und ich war in der Folge so unvorsichtig, ihr die Frage zu beantworten, was das Schlimmste sei, das ich in meinem Leben getan hätte.

Ich hatte es zuerst mit Ausweichen versucht, aber sie hatte insisiiert, und noch während ich mich hinreißen ließ, wusste ich, dass es ein Fehler war.

»Dass ich bei deiner Geburt nicht dabei war, Luzie.«

»Ich meine, etwas wirklich Schlimmes.«

»Dass ich in deinen ersten Jahren viel weg war.«

»Ach, Papa, wenn du dich hören könntest!«

»Dass wir dich nach England geschickt haben und ich nicht dagegen eingeschritten bin.«

»Du weißt, dass ich nicht das meine«, sagte sie. »Ich meine so etwas wie, ob du jemanden umgebracht oder ihn so weit getrieben hast, dass er sich selbst das Leben genommen hat.«

Sie war damals vor zwei Jahren bis auf einmal immer zugegen gewesen, wenn der Biograf mich aufgesucht hatte, wie anfangs meine stehende Bezeichnung für den jungen Mann war, der mein Leben festschreiben sollte. Ich hatte mich in einem unkonzentrierten Augenblick überreden lassen und einer Reihe von Interviews zugestimmt, die zu führen wären, und eines Nachmittags war er zu einer ersten Sitzung erschienen, nicht weiter auffällig, mit Jeans und Leinensakko und früh beginnender Stirnglatze. Vielleicht war er ein bisschen zu eilfertig, ein bisschen zu beflissen in seiner Halbschüchternheit, so, wie er aus seiner Umhängetasche ein Klemmbrett hervorholte, kaum dass er sich in den angebotenen Sessel gesetzt hatte, und augenblicklich betriebsbereit schien. Er hatte für die Buchserie lokaler Berühmtheiten,

für die ich ihm Rede und Antwort stehen musste, bereits einen Herzchirurgen und einen Haubenkoch porträtiert, der zudem an einer Himalaja-Expedition teilgenommen und den Mount Everest bestiegen hatte, und die beiden Bücher, die mir zur Ansicht geschickt worden waren und in die ich nicht einmal hineingeschaut hatte, lagen vor uns auf dem Glastisch.

Wahrscheinlich hätte ich misstrauischer sein müssen, aber das war ganz zu Beginn, alles noch vage in der Verwirklichung, noch so weit weg zudem, dass ich den Biografen nur beobachtete, wie er sich umsah und dabei jeden Blick in meine Augen vermied. Ich wusste, dass er sich den Satz nicht würde verkneifen können, den ich bereits von so vielen anderen gehört hatte: »Schön haben Sie es hier«, aber ich ließ ihn hängen und sagte nicht, was ich sonst oft gesagt hatte, die Wohnung gehöre nicht mir, sie sei mir bloß zur Verfügung gestellt, ich könne sie mir mit meinen Mitteln unmöglich leisten. Man gab sich heutzutage besser nicht als Besitzer von knapp zweihundertfünfzig Quadratmetern mit unverbautem Blick über die Dächer der Stadt in alle Richtungen aus, wenn man nicht Neid und Ressentiment auf sich ziehen wollte, aber er sollte es schlucken. So vermochte ich auch leichter zu verschmerzen, wenn mich Kollegen aus Berlin oder München fragten, ob ich verrückt sei, in Innsbruck zu leben, was die beruflichen Möglichkeiten dort angehe, sei der Nordpol oder der Südpol auch nicht schlechter. Die Aussicht auf die Berge

und über den Fluss war wie aus einem Prospekt, und im Winter konnte ich an den Wochenenden den Touristenbombnern zusehen, die unaufhörlich ein- und ausflogen und eine Lärmschärpe über das Tal zogen, die mich hinter der doppelten Verglasung kaum erreichte.

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück, als der Biograf meinte, am besten fingen wir damit an, worüber ich alles *nicht* sprechen wolle, und fasste im selben Augenblick den Entschluss, ihm Hürden aufzustellen. Schließlich musste ich mich nicht von einem Dahergelaufenen auf diese Weise angehen lassen, und auch Luzie schien das zu denken. Sie hatte es sich auf einer Couch in der abseitigsten Ecke des Wohnzimmers bequem gemacht, und ich konnte sehen, wie sie bei seinen Worten aufhorchte.

»Man hat mir eine Liste gegeben, was ich Sie besser nicht fragen soll«, sagte er. »Sie wollen sicher nicht wissen, was alles darauf steht.«

Er hielt sich wohl für besonders schlau. Ich bot ihm einen Drink an, er wählte Wasser, und ich stand auf und holte für mich den Weißwein aus dem Kühlschrank, um erst nach ein paar Schlucken überhaupt etwas zu sagen. Natürlich wusste ich, dass ich mit dem Trinken aufpassen sollte, aber wenn ich strikt darauf achtete, würde ein Besucher wie er höchstens ein Ja oder ein Nein aus mir herausbringen oder nicht einmal das, und wir müssten unser Experiment abbrechen, bevor wir begonnen hätten. Als ich mich wieder zu ihm setzte, standen auf dem Blatt, das er in das Klemmbrett eingespannt hatte, schon

ein paar Worte. Ich versuchte sie zu entziffern, wann immer er es so drehte, dass die Seite mir zugewandt war, aber es gelang mir nicht, und ich wurde den Gedanken nicht los, er könnte notiert haben, dass ich mitten am Tag bereits Alkohol trank und mir das Glas bis zum Rand vollgeschenkt hatte.

»Wie aufmerksam, dass Sie mir gleich mit den Problemen ins Gesicht springen«, sagte ich. »Machen Sie das immer so?«

»Ich will keinen Fehler begehen.«

»Kommt darauf an, was Sie darunter verstehen.«

Ich musterte ihn ostentativ, während er sagte, ich brauchte keine Angst zu haben, er empfinde sich nicht als meinen Gegner, seine Arbeit an meiner Biografie sei eine Dienstleistung, was auch immer ich ihm erzählte, er werde es mir später zur Bestätigung vorlegen und ich könne im Zweifelsfall alles modifizieren. Er drückte sich in seinen Sessel, wie um darin zu verschwinden, und sah abwechselnd links und rechts an mir vorbei, und so, wie er das letzte Wort betonte, ließ tief blicken, wieviel Flexibilität er sich zugute hielt. Dann sprach er von Vertrauen, und allein das klang so süßlich, dass ich ihn unterbrach, bevor er es noch schlimmer machte.

»Entspannen Sie sich«, sagte ich. »Es gibt keine Tabus. Wenn ich über etwas nicht reden will, werden Sie es schon merken. Was steht denn auf Ihrer Liste?«

Jetzt entschuldigte er sich auch noch, und statt zu antworten, sagte er, es sei keine wirkliche Liste, man

habe ihm nur ein paar Hinweise gegeben, und fing im nächsten Augenblick an, meine Daten abzufragen wie bei der Einwohnerbehörde oder der Polizei. Ich hatte immer schon das Gefühl gehabt, dass etwas nicht stimmte, wenn ich für meinen Geburtsort, für mein Alter, für die Schulen, die ich besucht hatte, und Ähnliches einstehen musste, aber war es sonst jeweils nur ein vages Unbehagen gewesen, hätte ich diesem jungen Mann gegenüber das meiste am liebsten sofort wieder zurückgenommen, was ich von mir preisgegeben hatte. Dabei war alles mit der Scham behaftet, tatsächlich der und der gewesen zu sein und nicht ernsthaft genug versucht zu haben, ein anderer oder gar Besserer zu werden und jeder Festgelegtheit zu entkommen. Zum Leugnen war es zu spät, aber statt auch nur einen Versuch zu unternehmen, seine Buchhaltung wenigstens zu unterlaufen, was es für eine Rolle spielte, wie viele Geschwister ich hätte, ob es stimme, dass ich nur ein einziges Jahr in den Kindergarten gegangen sei, ob ich in meiner Jugend wirklich davon geträumt hätte, Autorennfahrer zu werden, ergab ich mich viel zu treuherzig meinem Schicksal.

Als er nach diesem ersten Mal gegangen war, sagte Luzie, auf sie hätte ich gewirkt, als würde ich zum Schaffot geführt und wollte vorher noch die Beichte ablegen, weshalb ich beim zweiten, dritten und vierten Termin vorsichtiger war, ohne dass es mir wirklich gelang, nicht auch da wieder viel zu viel zu erzählen. Ich beobachtete den Biografen, wie er sich jedesmal selbstverständ-

licher in der Wohnung bewegte, wie er beim zweiten Mal schon wirkte wie einer, der gar nicht auf die Idee käme, sich zu erkundigen, ob er die Schuhe ausziehen solle, nachdem ich beim ersten Mal gesagt hatte: »Bloß nicht!«, wie er beim dritten Mal aufstand und an mein Bücherregal trat, während ich wieder sein Wasser und meinen Wein holte, wie er beim vierten Mal ohne zu fragen das Fenster öffnete. Es war Sommer, drückend heiß, und er schwitzte so stark, dass sein Hintupfen, wenn er etwas auf dem Klemmbrett notierte, wie schwere körperliche Arbeit erschien. Ich hatte mich dagegen ausgesprochen, dass er das Gespräch aufzeichnete, gleichzeitig aber Luzie gebeten, dass sie zur Sicherheit eine Aufnahme machte, und so lag ohne sein Wissen neben den frischen Blumen, den Büchern und allerlei Krimskrams auch ein kleines Mikrofon auf dem Glastisch. Integriert in den Schlüsselanhänger, konnte es ihm nicht auffallen oder würde, wenn es ihm auffiele, wie eine Attrappe wirken. Ich hatte über die Jahre meine Erfahrungen mit Interviewern gemacht und immer wieder feststellen müssen, dass sie mit fertigen Meinungen zu mir kamen und dann meine Aussagen so schnitten und neu zusammensetzten, dass sie ihre Vorurteile bestätigten und mit dem, was ich gesagt hatte, oft wenig zu tun hatten.

Der Biograf hatte natürlich einen Namen, er hieß Elmar Pflegerl, wofür er nichts konnte, aber wenn ich mir seinen Namen über meinem Namen auf einem Buchcover vorstellte, wurde mir flau, weil ich dachte, diese

»erl«-Endung strahle ungut auf mich aus und mache am Ende mein ganzes Leben zu einem kleinen Leberl. Für mein Ohr gab es keine grässlichere Tortur als all die »Schnitzerl«, »Beugerl«, »Kipferl«, um nur vom Kulinarischen zu reden, in wichtigeren Bereichen war es noch schlimmer, weil diese Verkleinerungsform nicht wie andere nur eine Verkleinerung in den Kitsch, sondern gleichzeitig auch eine in die Halbwelt und in die Korruption bedeuten konnte. Man ließ sich die ungeheuerlichsten Dinge zuschulden kommen und kringelte sich mit solchen Windungen und Wendungen aus dem Ärgsten hinaus, und ausgerechnet dieser Elmar Pfliegerl tat sich immer selbstverständlicher in meinem Leben um, weil ich in einer schwachen Sekunde nicht nein gesagt hatte.

»Können wir über Ihre Frauen sprechen?«

Es war seine Formulierung, beim fünften Termin, nachdem er das Thema immer wieder einmal angeschnitten hatte, aber nie auf diese ausdrückliche Weise, und ich hätte mich wehren sollen, weil allein der Plural eine Zumutung darstellte, lächelte ihn aber nur an.

»Sie waren drei Mal verheiratet?«

Ich antwortete wieder nicht, und erst als er sagte: »Ihre erste Frau war Anwältin, Ihre zweite Frau Galeristin ...«, fiel ich ihm brüsk ins Wort, weil er wieder in sein Datensammeln geraten war und es klang wie eine Aufzählung meiner Besitztümer und gerade in der faktischen Richtigkeit den Kern verfehlte.